

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 4 (1914)
Heft: 32

Artikel: Trewula [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

□ □ □ Trewula. □ □ □

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

4

Wenn sie mit ihrem Knaben allein war, so erzählte sie ihm vom Werden und Wachsen seines Vaters, von der



General Hans Herzog (Grenzbesetzung 1870).

einsamen Burg, die tief im Walde verborgen stand, und von der seltsamen Macht, die König Richmut über alle habe, die ihm nahen. Diese Macht nämlich trat immer mehr in Erscheinung. Jeder, der in seine Nähe kam, wurde von leidenschaftlicher Bewunderung für ihn erfüllt.

Im Kriege hatte er sich durch Kraft und Tapferkeit allen überlegen erwiesen, weit mehr erwies sich seine Größe im Frieden.

Die Gelehrten sagten von ihm, daß er mit einer spielenden Leichtigkeit sich einen Einblick in ihre Wissenschaften verschaffe, die Künstler fürchteten sein Urteil, denn es war untrügbar. Er hatte eine glückliche Hand im Verspenden von Wohlthaten, sodaß das Volk von seiner Barmherzigkeit sprach. Er führte einen prunkhaften Haushalt, dessen Glanz den Rittern ebenso gefiel wie den Handwerkern und Händlern, denen er Verdienst schaffte.

Er ritt allein und furchtlos durch das Land und die Städte. Kinder erzählten mit leuchtenden Augen, daß er mit ihnen gescherzt. Arme zeigten die Hände, die er ihnen mit Gold gefüllt. Besonders aber lobten ihn die Frauen. Die einen rühmten sein schwarzes Haar und seine dunklen, blitzenden Augen, die andern seinen kühnen, geschmeidigen Wuchs. Viele sagten, daß er der liebenswürdigste aller Gesellschaftler sei und manche meinten, in seinem Blicke liege eine bannende Gewalt, sodaß das Herz einem zu klopfen beginne, wenn sein Auge auf einem ruhe.

Trewula wußte, daß ihr Gemahl so war, wie sie ihn schilderten. Auch sie bewunderte ihn. Und wenn er bei ihr in der Kemenate saß, hielt sie seine Hände und streichelte sie gedankenvoll oder kniete wohl zu seinen Füßen und lehnte in Demut ihren Kopf an seine Knie.

Im Anfang seines Königtums brach, wenn er bei ihr war, in seinem Wesen dieselbe Leidenschaft hervor, die der Prinz einst gezeigt hatte. Er umschlang sein Weib und nannte sie seinen holden Feierabend, bei dem ihm still und friedevoll zu Gemüte werde.

Eines Tages, als sie so zu seinen Füßen saß, streichelte er ihr Blondhaar und fand eine kleine weiße Strähne an ihrer Schläfe.

„Siehe Dein Winter droht schon,“ sagte er halb im Scherz, halb wie erschreckt.

„Wir stehen nicht stille,“ antwortete Trewula und wies auf den Knaben, der am Fußboden spielte: „Siehst Du nicht, wie er groß wird?“

Ein andermal berührte der König, sich zu ihr niederbeugend, ihren vollen Arm: „Du bist nicht mehr meine schlanke Gerte,“ sagte er.

Ein tiefes Erröten ging über Trewulas Züge und floß bis auf ihren weißen Nacken. Sie antwortete nicht, aber als Richmut gegangen war, saß sie lange mit müßigen Händen und großen, staunenden Augen. Sie hörte immer noch des Gemahls Stimme. Und es schien ihr, als höre sie eine leise Enttäuschung oder Ungeduld darin läuten.

Der Knabe Edel, dem ihr Schweigen auffiel und den ihre Nachdenklichkeit beunruhigte, kam und schmiegte sich an sie. Da erwachte sie, erhob sich und legte den Arm um seine Schultern.

„Was ist Dir, Mutter?“ drängte er angstvoll, denn er sah zwei Tränen an ihren goldenen Wimpern.

Sie stand ihm nicht Rede, aber sie wies mit der Hand aus dem Fenster und in die Ferne, wo weit über den Mauern der Stadt gelbe Felder sich dehnten. „Sieh,“ sagte sie, „wie alles zu Gold wird da draußen. Es ist nicht mehr Frühling jetzt.“

Das letzte Wort aber klang wie Seufzen.

Von diesem Tage an, so schien Trewula, wurden des Königs Besuche in ihren Gemächern seltener und flüchtiger. Sie forschte in seinem Gesicht und in seinen Augen und glaubte eine Unstetigkeit zu sehen, die früher nicht darin gewesen. Auch schien ihr, daß seine Wange fahler sei und ein kaum merkliches Zittern an seinen starken Fingern.

„Bist Du krank, mein König?“ fragte sie ihn.

Er lachte laut und suchte ihre Sorgen wegzuscherzen; aber sie sah, daß hinter seiner plötzlich hervorbrechenden Gesprächigkeit eine Angst lauerte, sie könnte weiterfragen.

In diesen Tagen trat des Königs Mutter in Trewulas Kemenate. Sie war kein seltener Gast; denn sie spielte oft mit dem Knaben, ihrem Enkel. Heute aber schien etwas Besonderes sie herzuführen. Sie erwiderte zerstreut Edels Liebkosungen und unter dem silbernen Haar trug ihre Stirn tiefe Furchen. Als sie neben Trewula stand, flüsterte sie ihr zu: „Schicke den Knaben in den Park und erlasse die Frauen. Ich habe mit Dir zu reden.“

Trewula tat nach ihrem Wunsche.

Dann saßen die Königinnen einander gegenüber. Es war gegen Abend. Rote Wolken standen vor den Marmorbogen des Fensters. Es lag ein Schimmer wie von Blut auf dem Gesimse, und das Licht im Gemach glich dem Abglanz einer Brunnst.

„Was dünkt Dich von dem König, meinem Sohn?“ begann die Greisin.

Trewula legte die Hände um ein Knie und sah ins Leere.

Sie antwortete: „Er steht auf dem Gipfel dessen, was Menschen erreichbar ist.“

„Er hat zu viel erreicht, Trewula, meine Tochter,“ fuhr die Greisin fort. „Erfolg macht trunken. Ich habe alles mit angesehen, und ich kann Dir sagen, wie es gekommen ist und weiter kommen wird.“

Die Königin zögerte, als warte sie, ob Trewula spreche. Als diese aber schwieg, fuhr sie fort: „Mein Sohn, Dein Gemahl, hat zu viel Lob gehört. Sie rühmten Tag für Tag seine Taten.“

„Sie hatten wahrlich Ursache,“ unterbrach Trewula stolz.

„Sie hatten es,“ sprach die alte Königin weiter, allein sie gewöhnten ihn so an Lob und Schmeichelei, daß er allmählich nicht unterschied, wenn sie rühmten, was keines Ruhmes wert war. Jetzt trinkt er ihre süßen Worte wie Gift und merkt nicht, wie es ihn betäubt. Er fühlt sich ein Gott und glaubt an seine Allmacht und daß ihm erlaubt, was andern verboten. Ich rede davon, meine Tochter, daß du es wendest. Seine Mutter will er nicht hören, vielleicht hört er auf sein Gemahl.“

Trewula sah vor sich nieder. Ihr Mund zuckte. „Meine Macht ist gering,“ sagte sie, „Du vergiffest, Königin, daß ich eine Magd war, und daß die nicht gebieten darf, die also erhöht wurde. Aber ich will es versuchen. Und,“ fügte sie hinzu, „wenn ihm die Schmeichler falsch wären, und ihm darum ein Leid geschähe, so werde ich an seiner Seite sein, es mit ihm zu tragen.“

Sie erhob sich bei diesen Worten. Ihre Gestalt streckte sich und aus ihren Augen brach ein Glanz, der wie lachende Kraft war.

V.

König Richmut saß im Thronsaale. Er empfing Boten und hielt Gericht. Sechs Edelknaben hockten auf den Stufen, die zu dem Throne aus Elfenbein führten, auf dem Richmut saß, je drei zu jeder Seite. Neben dem König stand der greise Kanzler in schwarzsammetnen Talar, und viele Ritter und schöne Frauen schlossen sich an. Eine Stunde schon dauerte das Hin und Her der Menschen, die Gewähr hatten, vor den König zu treten.

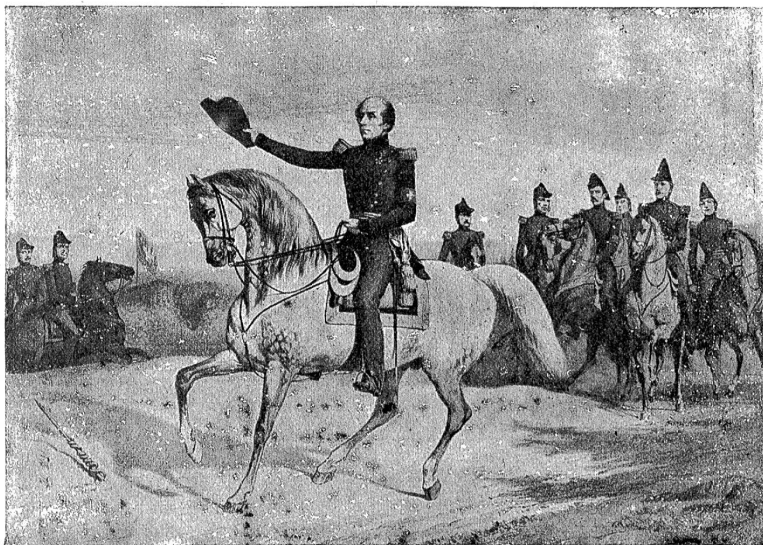
Da waren die Bürgergeandten einer Stadt, welcher Richmut das Denkmal eines berühmten Sohnes und großen Dichters geschenkt hatte.

Der Führer eines Fähnleins kam, um die goldene Kette zu empfangen, die der König ihm zum Lohn für eine Heldentat verliehen.

„Weißt Du, wie wir Seite an Seite stritten in der Schlacht am toten Berge?“ sagte Richmut zu ihm und sein müder Blick loderte auf.

Eine Schar von Bauern kam, deren Felder von schweren Wetterern zerschlagen worden. Sie baten um Erlaß der Abgaben.

König Richmut sah den Kanzler an. Der schüttelte den klugen, feinen Kopf und sprach, daß, was dem einen recht, dem andern billig sei, daß Tausende mit derselben Ursache dieselbe Bitte äußern würden, daß aber der Staatsschatz zu arm sei, allen zu willfahren. Da winkte der



General Heinrich Dufour und sein Stab.

H. Dufour von Genè wurde am 21. Oktober 1847 von der Tagsatzung zu Bern zum Oberbefehlshaber der eidg. Truppen im Sonderbundsfeldzug ernannt.

König seinem Schatzmeister und hieß aus dem Gute der Krone den Wittenden die Steuer ersehen.

Mit tränenden Augen warfen die Leute sich zu des Herrschers Füßen. Durch die Menge des Gefolges aber ging ein Murren des Beifalls.

Weiter ging die Tagung. Zwei Nachbarn kamen, die in jahrelangem Streit standen. Ein Weib trat heran, dem der Mann entlaufen und es mit den Kindern im Elend gelassen. Ein Gelehrter wurde herein geführt, der eine Entdeckung dem Könige zu erklären wünschte.

Richmut saß in seinen Stuhl zurückgelehnt. Sein Gesicht war weiß, wie die marmorene Diele des Saales, aber kohlschwarz umrahmte sein Haar das Antlitz und das Aufsprühen seiner Blicke verriet die Arbeit der Gedanken, die hinter seiner blassen Stirne ging.

Er entschied in dem Streite der beiden Feinde mit einem scharfen Wort. Er gab Befehl, den entflohenen Mann zu suchen und zu fangen und ihn in schwerer Fesselarbeit das verdienen zu lassen, was den Seinen Not tat. Er hörte den Gelehrten und sprach manchmal zwischen seine Erklärungen hinein, sodaß der andere erstaunt aufhorchte, wie viel der Herrscher von dem wußte, was er sein ureigenes Gebiet geglaubt. In allem, was an diesem Morgen geschah, war König Richmut nicht nur der erste an Macht, sondern auch an Klarheit und Schärfe des Geistes. (Fortsetzung folgt.)

Wie ein Krieg entsteht.

Vorbemerkung. Aus dem berühmten Roman der kürzlich verstorbenen österreichischen Schriftstellerin und Friedensfreundin Bertha von Suttner: „Die Waffen nieder“. G. Neumanns Verlag in Dresden. — Das Kapitel, das wir hier abdrucken, ist in unseren Tagen so wahr geworden, daß es kaum einer Einführung bedarf. Nur das sei erklärend vorausgeschickt: Es handelt sich um den österreichisch-preussischen Krieg von 1866,

in dem die beiden Staaten sich um den Besitz des 1864 gemeinsam den Dänen entzogenen Schleswig-Holstein stritten und in dem bekanntlich die Preußen dank ihrer guten Heereschulung und ihrer trefflichen Waffen Sieger wurden. — „Die Waffen nieder“ hat in geradezu genialer Weise das Wesen des Krieges erfasst. Wir empfehlen das Buch unseren Lesern mit allem Nachdruck zur Lectüre.